Denkmalpflege in Lüneburg 1999



Herausgeber: Lüneburger Stadtarchäologie e.V.

Denkmalpflege in Lüneburg
1999

Lüneburg 1999
Herausgeber: Lüneburger Stadtarchäologie e.V.

Impressum

Denkmalpflege in Lüneburg
1999
herausgegeben von Edgar Ring
im Auftrag der
Lüneburger Stadtarchäologie e.V.

Lüneburg 1999
ISBN 3-932520-02-5

Satz und Litho: Ebeling & Blumenbach GmbH
Druck und Bindung: Pixlfarm

Inhalt

Vorwort

Edgar Ring

Die Denkmalpflege in Lüneburg hat heute zwei Arbeitsfelder: Die Baudenkmalpflege und die Stadtarchäologie. Während die Stadtarchäologie erst 1991 eingerichtet wurde, hat die Baudenkmalpflege unter anderem Namen, nämlich Stadtbildpflege, und anderen Schwerpunkten als heute eine etwas längere Vergangenheit. Stadtbildpflege beinhaltete einerseits die Betreuung der rund 1300 in Lüneburg unter Denkmalschutz stehenden Gebäude, aber auch die Auseinandersetzung mit Fassadengestaltung, Markisen und Werbeanlagen.

Die Stadtarchäologie ging zunächst ihrer eigentlichen Aufgabe nach, Quellen zur Geschichte der Stadt Lüneburg, die im Boden ruhen, freizulegen, zu dokumentieren, zu bergen und auszuwerten. Die Erkenntnis, dass Ausgrabungen in und neben Häusern nicht erst unter der Grasnarbe oder der Kellerdecke beginnen, sondern auch die Gebäude selber, als Quelle zum Leben in Lüneburg, berücksichtigtwerden müssen, führte dazu, dass von archäologischer Seite Bauforschung betrieben wurde. In der Mittelalter- und besonders in der Neuzeitarchäologie widmet der Archäologe seine Aufmerksamkeit nämlich auch den „obertägig" sichtbaren Teilen von Gebäuden. Bei Ausgrabungen legt er im Boden Schicht für Schicht Reste von alten Gebäuden – zum Beispiel Hausfundamente und Keller – frei, dokumentiert diese und interpretiert ihre Geschichte. Die Erforschung eines Hauses erfolgt ebenso Schicht für Schicht. Die Schichtenfolge ist aber nicht nur waagerecht, sondern häufiger auch senkrecht aufgebaut. Das Entfernen einer Tapete, die Freilegung einer Putzschicht, die Dokumentation einer vermauerten Fensteröffnung ist nichts anderes als das Abtragen einer dünnen Brandschicht, die Freilegung eines gestampften Lehmfußbodens oder die Dokumentation einer verfüllten Grube im Boden.

Mit einer personellen Veränderung im Bereich der Stadtbildpflege Anfang 1998 wurde die Chance genutzt, die Aufgaben der Baudenkmalpflege und der Stadtarchäologie zusammenzufassen, ein Nebeneinander zu beenden und die Kräfte in der Denkmalpflege zu bündeln. Personal, fachliches Wissen und technische Ausrüstung kommen nun der Denkmalpflege mit den Aufgabenfeldern Baudenkmalpflege und Stadtarchäologie zu Gute.

Die Arbeit der Stadtarchäologie stärken weitere Faktoren. Im Rahmen von Arbeitsbeschaffungsmassnahmen konnten ein Grabungsarbeiter und ein Archäologe eingestellt werden. Diese personelle Basis wird häufig durch Fachstudenten, die ein Praktikum bei der Stadtarchäologie absolvie-

ren, erweitert. Aber auch Schüler kommen immer wieder mit dem Wunsch, während ihres Schulpraktikums die Archäologie kennenzulernen. Schon seit vielen Jahren opfert eine Zeichnerin ihre Freizeit, um die Funde der Stadtarchäologie zu dokumentieren.

Im Magazin der Stadtarchäologie schlummern viele Kartons voller interessanter Funde, die nicht bearbeitet sind. Durch Kontakte zu Universitäten war es möglich, junge Archäologen für dieses Material zu interessieren. So entstanden bisher zwei Magisterarbeiten, zwei Dissertationen sind noch nicht abgeschlossen.

Seit drei Jahren wird die wissenschaftliche Arbeit der Stadtarchäologie durch den Verein Lüneburger Stadtarchäologie e.V. gefördert. Im Auftrag des Vereins wird die Schriftenreihe „Archäologie und Bauforschung in Lüneburg“ herausgegeben. Das derzeit bedeutendste Projekt des Vereins ist die Ausgrabung der St. Lambertikirche. Dem Verein gelang es, Sponsoren zu finden, die die Infrastruktur der Ausgrabung aufbauten. Hinzu kommt eine Unterstützung der Studenten, die mit viel Engagement an der Ausgrabung teilnehmen.

Denkmalpflege in Lüneburg ist eine spannende Aufgabe. Immer wieder werden neue Quellen zur Geschichte der Stadt erschlossen, sowohl in Häusern als auch im Boden. Bemalte Holzdecken, mittelalterliche Baustrukturen oder besondere Funde aus den vielen Kloaken sind einige Beispiele. Der Krug auf dem Buchdeckel der neuen Schriftenreihe des Vereins Lüneburger Stadtarchäologie e.V. ist ein Paradebeispiel.

Als im Jahre 1996 im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg die Ausstellung „Lissabon - Hamburg. Fayenceimport für den Norden“ gezeigt wurde, war auch ein Fayencekrug mit dem Wappen des Lüneburger Patriziers Ludolf Laffert vertreten. Dieses Gefäß stammt aus der Lüneburger Sammlung Möller und gehört zu einer Gruppe von Fayencen, die im 17. Jahrhundert in Portugal hergestellt wurde. In den umfangreichen Beständen der Stadtarchäologie Lüneburg waren diese Fayencen bisher nicht identifiziert. Um so überraschender ist der Fund eines fast vollständig erhaltenen Kruges in einer Kloake, die zu dem Grundstück Baumstrasse 17 gehörte.

Forschungen in den Niederlanden belegen, dass diese Gefässe in Portugal produziert wurden. Auftraggeber in den Niederlanden, aber auch in Hamburg und auch in Lüneburg bestellten diese Gefässe in Portugal. Sie schickten ihre Wappen, Hausmarken oder Initialen nach Portugal, dort fertigten Töpfer die Fayencegefässe, die zum Teil chinesisches Porzellan imitieren. Nach Lüneburg kamen diese Luxusartikel über die Niederlande und Hamburg.

„Denkmalpflege in Lüneburg“ – diese vom Verein Lüneburger Stadtarchäologie e.V. herausgegebene Publikation soll in Zukunft über die Arbeit der Denkmalpflege in dieser Stadt berichten. Baudenkmalpfleger und Archäologen kommen zu Wort, berichten über ihren beruflichen Alltag, ihre neuesten Entdeckungen und Erkenntnisse.

St. Lamberti

Ausgrabung einer untergegangenen Kirche

LÜNEBURGER STADTARCHÄOLOGIE E.V.

St. Lamberti – Ausgrabung einer untergegangenen Kirche

Klaus Dreger u. Joachim Stark

Die Lüneburger Stadtarchäologie startete im Sommer 1998 mit der Ausgrabung der St. Lambertikirche ein mehrjähriges, von Sponsoren finanziertes Grabungsprojekt. Diese Kirche – ein dreischiffiger gotischer Hallenbau von 43 m Länge – lag auf dem heutigen St. Lambertiplatz am Rande des durch die Saline verursachten Senkungsgebietes. Im Laufe ihrer Geschichte summierten sich die Bauschäden derart, dass sie 1861 abgebrochen wurde. Während die aufgehenden Bauteile dabei vollständig abgetragen wurden, blieb „die Unterwelt“ der Kirche weitgehend unangetastet. Obwohl sie zu den grossen Lüneburger Stadtkirchen gehörte und eine enge Verbindung zur Saline und den Sülfmeistern besass, verwies auf dem Platz selber nichts mehr auf die ehemalige Existenz der Kirche. So schien sie auch im Bewusstsein vieler Lüneburger „untergegangen“.

Während das äussere Erscheinungsbild und der Grundriss der Kirche dank zeitgenössischer Pläne und Photographien bekannt waren, musste ihre genaue Lage erst ermittelt und in die heutige Topographie eingefügt werden. Zusätzlich führte das Landesamt für Bodenforschung (Hannover) auf dem Gelände eine mehrwöchige geophysikalische Prospektion durch. Bodenradar, Gammastrahlspektrogrammetrie und Erdwiderstandsmessungen wurden zur Rekonstruktion des Verlaufs der Fundamente eingesetzt.

Die Lage des ersten Grabungsschnittes wurde durch mehrere Forschungsziele bestimmt. Priorität hatte vorerst die frühe Baugeschichte der St. Lambertikirche und die Suche nach möglichen Vorgängerbauten. Da das zu untersuchende Gelände zu einem der vier präurbanen Kerne Lüneburgs gehört, waren auch Aufschlüsse zur ältesten Stadtgeschichte zu erwarten. Auf dem Kirchhof wurden seit dem Mittelalter Arbeiter der Saline bestattet. Die anthropologischen Untersuchungen in Zusammenarbeit mit dem Institut für

Totenkopfplastik aus der Gruft der Seitenkapelle

Humanbiologie der Universität Hamburg bieten deshalb die seltene Möglichkeit, neben den üblichen demographischen Fragestellungen auch Erkenntnisse über die frühe industrielle Arbeitswelt zu gewinnen.

Begonnen wurde die Ausgrabung im chornahen Teil der Kirche. Der Grabungsschnitt erfasst Teile des Kirchhofes und tastet sich über die nördliche Aussenmauer in das Innere des Seitenschiffes vor. Freigelegt wurden zwei grosse Aussenpfeiler. Dazwischen befand sich ein an die ehemalige Aussenmauer angelehnter Kapellenanbau mit zugehöriger Gruft. Zwischen Friedhof und Kirche fanden sich unter der Traufe der Nordwand Reste eines befestigten Umganges. In dieser bestattungsfreien Zone hatte sich ein Lehmofen erhalten. Reste von Metallschmelzen lassen vermuten, dass er vielleicht zur Bauhütte gehörte.

Die Fundamente der Aussenpfeiler bestanden aus Schichten von Feld- und Backsteinen, Sandlagen und geschüttetem Mörtel in wechselnder Folge. Die Eckbereiche waren mittels grosser Findlinge stabilisiert. Da diese Bereiche zu den Gründungselementen der Kirche gehören, kommt den hier gefundenen Scherben von Tongefässen für die zeitliche Einordnung der frühesten Bauphase eine besondere Bedeutung zu. Neben Scherben der harten Grauware und von Faststeinzeug fand sich die in Lüneburg nun erneut nachgewiesene mittelalterliche rote, glasierte Irdenware. Die aussen glasierten Scherben gehören zu mehreren Gefässen, darunter eine Kanne mit gekniffenem Fuss. Diese Warenart war während des Mittelalters vor allem im Nord- und Ostseeküstenbereich weit verbreitet. Vereinzelt findet sie sich auch im Binnenland. Die Lüneburg am nächsten gelegenen Töpfereien wurden in Lübeck, Hamburg-Boberg und neuerdings in Parkentin bei Bad Doberan nachgewiesen. Diese Keramik besitzt eine relativ lange Laufzeit, die das 13. und 14. Jahrhundert umfasst, wobei der Schwerpunkt jedoch im späten

Blick von Norden auf die Lambertikirche mit der Brautpforte, links der Brautpforte die bei der Ausgrabung freigelegte Seitenkapelle; aquarellierte Zeichnung von 1860 (Museum für das Fürstentum Lüneburg)

13. Jahrhundert liegt. Diesem älteren Horizont müssen nach dem jetzigen Forschungsstand auch die Lüneburger Funde zugeordnet werden.

Für die Gründung der Kirche liegt kein überliefertes Datum vor. Die früheste Nennung stammt aus dem Jahre 1269. In einem Diplom Herzog Johanns wird von der Saline beim Heiligen Lambert (...apud beatum Lambertum...) gesprochen. Eine zweite Quelle aus dem Jahre 1301 (...ex opposito chori s. Lamberti) erwähnt mit dem Chor einen Bauteil der Kirche. Wenn die auf archäologischem Wege gewonnene Datierung des gotischen Kirchenbaues mit diesen Schriftquellen in Einklang steht, ergibt sich daraus, dass zumindest die Erwähnung von 1301 nicht mehr auf einen Vorgängerbau verweist. Vielmehr müsste davon ausgegangen werden, dass Teile des gotischen Kirchenschiffes bereits um 1300 fertiggestellt waren. Die späteren Quellen aus den Jahren 1382 und 1398 – Einweihung der Sakristei und Verlegung der herzoglichen Zollbude im Zuge der Errichtung des Lambertiturmes – kennzeichnen dann nur den weiteren Verlauf des gut 100 Jahre währenden Kirchenbaues.
Die bisherige Forschung geht davon aus, dass die St. Johanniskirche als Pfarrkirche die älteste Backsteinkirche Lüneburgs ist. Dendrochronologische Untersuchungen datieren einen Dachbalken aus dem Chor des gotischen Kirchenbaues in das Jahr 1273 +/- 6. Daher bleibt fraglich, ob sich die Erstnennung von St. Lamberti von 1269 ebenfalls mit den ergrabenen Überresten des Backsteinbaues St. Lamberti verbinden lässt oder nicht vielmehr auf einen Vorgängerbau verweist. Eine frühere Stiftung St. Lamberti erscheint ohnehin wahrscheinlich, da der Lambertkult in Mitteleuropa seinen Höhepunkt vor dem Jahre 1000 erreichte.



Eine Bestattung wird vorsichtig freigelegt

Der Baubeginn der St. Lambertikirche kurz nach der Verleihung der Stadtrechte im Jahre 1247 fällt somit in eine Phase der Lüneburger Stadtgeschichte, die von grossen Bauvorhaben geprägt war. Zusammen mit dem Bau der Hauptkirche St. Johannis und wesentlicher Bereiche der Stadtbefestigung dokumentiert sich hier auffällig die wirtschaftliche Kraft der jungen Stadt.

Die oben bereits erwähnte quadratisch gemauerte Gruft enthielt die Reste zweier vermutlich spätbarocker Grablegungen. Ihre Holzsärge waren mit aufwendig gestalteten Metallauflagen versehen. So trugen sie auf ihrer Oberseite jeweils ein Kreuz und einen plastisch gestalteten Totenschädel mit gekreuzten Gebeinen. Barocke Parallelen für derartige Bestattungen finden sich auch in Lüneburg, so in der Gruft der Familie von Dassel in St. Johannis. Da sich bei einer der Bestattungen mit Halbedelsteinen besetzte Ohrringe fanden, darf von einem Frauen- und einem Männergrab einer Familiengruft ausgegangen werden. Die Auswertung der Kirchenbücher wird hier weitere Anhaltspunkte liefern. Unterhalb dieser Bestattungsebene fanden sich Knochengruben mit den Resten älterer Gruftbeisetzungen. In einer dieser Gruben lag eine 159(8?) geprägte Schraubmedaille, auf deren Schauseite die Portraits dreier sächsischer Herzöge und auf deren Rückseite ein sächsisches Wappen abgebildet sind. Auf der Innenseite der zweiteiligen Medaille fanden sich das polychrom gemalte Miniaturbild eines Mannes und ein Hochzeitsmotiv mit der Jahreszahl 1635.

Dagegen waren die in mehreren Schichten übereinander liegenden Bestattungen auf dem bis 1811 belegten Kirchhof und die aufgereihten Gräber im Seitenschiff beigabenlos. Neben den Sargresten mit eisernen Sarggriffen enthielten sie lediglich kleine Nadeln zur Befestigung von Blumengestecken und Leichentüchern. Trotzdem können diese Bestattungen von grosser Bedeutung sein.

Für die nächsten Jahre ist geplant, die Grabung im Bereich des Chores und des Mittelschiffes fortzusetzen. In diesen Abschnitten wird besonders die Frage nach den Vorgängerbauten der St. Lambertikirche im Vordergrund der Untersuchungen stehen. Daneben gilt es, Hinweisen einer älteren frühstädtischen Besiedlung des Geländes, die sich schon jetzt mit einigen frühmittelalterlichen Siedlungsgruben andeutet, nachzugehen.

Das ehemalige Brauhaus am Berge 39 – Ein Baudenkmal mit Fassadengeschichte

Cornelia Abheiden

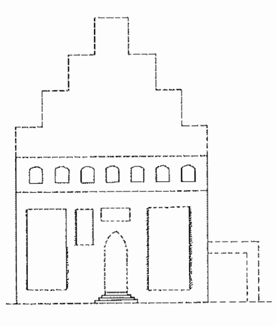
Majestätisch steht er da, der Giebel des Gebäudes Am Berge 39. Die Verwendung von Architekturelementen und -formen der Jahrhundertwende verleiht ihm Eigenständigkeit, und doch reiht er sich in die Straßenbebauung ein. Er hat eine Menge zu erzählen, dieser Giebel, denn so manche kosmetische Behandlung musste er über sich ergehen lassen. Spuren sind jedoch geblieben – Gott sei Dank.

Die wichtigste Grundlage für die Erstellung einer Rekonstruktion der einzelnen Bauphasen der Straßenfassade ist eine detaillierte Baubeschreibung aus dem Jahre 1909 von dem Lüneburger Architekten Hermann Matthies. Er wurde mit dem Umbau der Fassade beauftragt und führte vor Beginn der Baumaßnahmen eine *Bestandsaufnahme* des baufälligen Giebels durch und lieferte eine *Baubeschreibung*. Als archivalische Quellen geben eine Besitzerliste des Grundstücks und polizeiliche Akten Informationen zur Bau- und Nutzungsgeschichte des Gebäudes. Die Bauforschung der Unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Lüneburg und die dendrochronologische Untersuchung des Niedersächsischen Landesamtes für Denkmalpflege in Hannover 1998 liefern uns Befunde und die Datierung der ältesten Bauphasen.

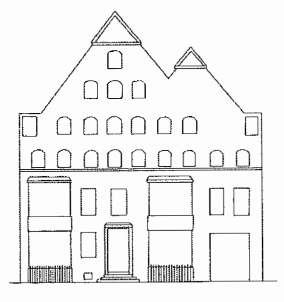
I. Bauphase: 15./16. Jahrhundert

Die Besitzerliste für das Gebäude Am Berge 39 (B 258) erwähnt 1426 eine Familie Brunswig. Die Nutzung als Brauhaus wird erstmals 1526 genannt. Das Hauptgebäude wird dendrochronologisch mit 1548 datiert und der Flügelbau mit1530. Die ältere Bauzeit des Flügelbaus ist auf den ersten Blick verwunderlich. So steht in der Chronologie in der Regel zunächst das Hauptgebäude, an das später ein Flügelbau ansetzt. Weitere Untersuchungen haben jedoch ergeben, dass im Dachwerk des Flügelbaus Hölzer in Zweitverwendung von 1449 verbaut wurden, die vermutlich von einem Vorgängerbau stammen.

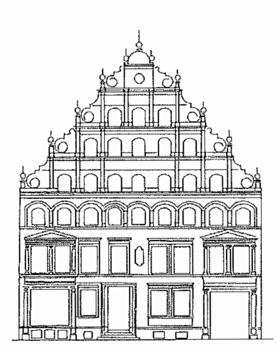
Wenden wir uns wieder dem Giebel des 16. Jahrhunderts zu. So spricht Hermann Matthies 1909 von einem charakteristischen Giebelhaus, welches die blühende Hansezeit verkörpert mit den großen geräumigen Lagerböden und der im dritten Stockwerk befindlichen Arkadengalerie (Bodengeschoss). Im Dachgiebel vermutet er als Giebellinie die Katzentreppen, ein volkstümlicher Begriff für einen Staffelgiebel.



Bauphase I
16. Jahrhundert



Bauphase II
18. Jahrhundert



Bauphase III
1882-1910

Als Befund lassen sich heute große Fensteröffnungen mit teilweise noch vorhandenem Taustab ablesen, so dass eine Rekonstruktion der Bauphase möglich ist. Der Taustein wird im Profanbau in Lüneburg erstmals 1467 Am Berge 35 verzeichnet und setzt sich ab 1480 durch.

II. Bauphase: 18. Jahrhundert

Hermann Matthies beschreibt 1909 noch einen weiteren Zustand, den er anhand von Bauzeichnungen erfaßt. Die Zeichnungen liegen nicht vor, lediglich eine knappe Skizze der Giebeldreiecke als Beilage zu seiner Baubeschreibung. Der Zustand zeigt einen Zwillingsgiebel in klassizistischer Fassadenform mit ausgeprägtem Dreiecksgiebel an der Spitze. Der Giebel ist verputzt und besitzt zwei Staffeln mit Füllungen.

Zudem nennt der Architekt ein Altenteilerhaus, welches sich vermutlich oberhalb der noch bestehenden Durchfahrt befindet. Die Überbauung der Durchfahrt wird dendrochronologisch auf 1660 datiert.

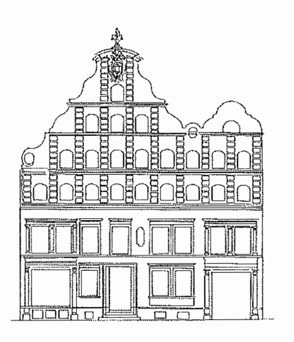
In den polizeilichen Akten lässt sich für das Jahr 1765 der Ausbau zweier Utluchten verzeichnen für Frau von Dithmern, der derzeitigen Besitzerin. Die Utluchten rechts und links des Einganges treten drei Fuß und zehn Zoll an der Straße hervor. Die Breite beträgt zehn Fuß und zehn Zoll. In der Beschreibung wird zudem ein Staket erwähnt, welches zwei Fuß und drei Zoll weiter heraustritt. Ob es sich hier um einen einfachen Lattenzaun oder um eine Eisenkonstruktion handelt, ist noch ungeklärt.

Hermann Matthies schreibt von ehemals zwei zweigeschossigen Utluchten, die er 1909 aus polizeilichen Gründen (Vorspringen in den Bürgersteig) nicht wieder herstellen kann.

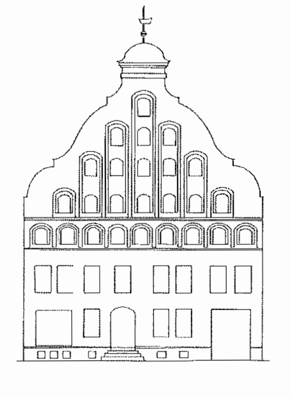
III. Bauphase: 1882-1910

Die dritte Bauphase ist durch eine Bestandszeichnung und einen Aktenvorgang auf das Jahr 1882 zu datieren, als das Haus sich im Besitz der Familie August Meldau, einem Produktenhändler, befindet. Die zwei Giebel werden zu einem grossen Giebel zusammengefasst. Ursache für diesen Umbau ist die schadhafte Dachrinne zwischen den Giebeln, die grosse Fäulnisschäden an den Dachbalken verursacht.

Man behält bei dem Umbau die Dachkonstruktion bei, so dass extrem viel Giebelfläche im Bereich über der Durchfahrt frei in der Luft stand und sich erneut ein statischer Schwachpunkt zeigt. Die Fassade erfährt einen Rückbau der Utluchten und einen Überbau in Formen der Neorenaissance. Diese Ausbildung der historisierenden Architektur vollzieht sich in der Aussendekoration der Fenster (ehemalige Utluchten) mit Dreieckgiebelverdachung, Säulenschaft mit Kapitell und Basis, einer Säulenausbildung im Bodengeschoss und einer horizontalen Durchgliederung des Dachgiebels mit Gesimsen, Rundfenstern und Muschelmotiven. Die Giebellinie erfährt als Zutat Voluten und Steinpfeiler mit runder Bekrönung ähnlich einem Obelisken. Die Geschossigkeit und die Rundbogenfenster bleiben der Fassade erhalten. Materialprobleme im Ziegelmauerwerk und lose Putzflächen führen am 15. August 1910 zum Abriss des Giebels bis zum ersten Dachgeschoss.



Bauphase IV
1910



Fassadenentwurf
von 1909

Ein Fassadenentwurf von 1909

Der erste Entwurf von Hermann Matthies ist ein Beispiel für eine völlige Verselbstständigung in der Architektur, die die Spätphase des Historismus kennzeichnet. Sie findet ihren Höhepunkt Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts.

Es treten hier völlig neue Formen mit neogotischen und neobarocken Elementen auf, zum Beispiel die vertikale Gliederung durch Blendnischen, die gebogene Giebellinie und der runde Giebelaufsatz. In den Vollgeschossen erfolgt eine komplette Entfernung der Fassadendekoration der Neorenaissance. Der Entwurf kommt nicht zur Ausführung und somit bleibt wertvolle historische Substanz erhalten.

IV. Bauphase: 1910

Ein halbes Jahr später im Mai 1910 reicht Hermann Matthies einen neuen Entwurf beim Magistrat der Stadt Lüneburg ein. Aus der Fassadenumgestaltung von 1909 wird eine Giebelerneuerung. Der Architekt läßt bis auf die Entfernung der Giebelverdachung der Obergeschossöffnungen die Fassade der Vollgeschosse unangetastet. Das Bodengeschoss zieht er in die Giebelgestaltung direkt mit ein.
Es entstehen wieder zwei Giebel mit unterschiedlicher Größe. Die Konstruktion des Giebels besteht aus Ziegelmauerwerk mit verputzten Lisenen, die eine rustizierte Werksteinfassade imitieren.

Die Giebelarchitektur zeigt den zeitgenössischen, jedoch in der Spätphase sich befindenden Jugendstil. Die Giebellinie verläuft weich fließend mit floralen Elementen z. B. einer Vase als Bekrönung. Als historisierende Stilform lassen sich noch barocke Stilelemente erkennen z. B. Lisenen in Werksteingliederung, die den Giebel vertikal gliedern. Als weiteres barockes Element ist eine Kartusche angefügt.
Was mag den Architekten dazu bewogen haben, seine Planungen die Fassade betreffend zu ändern? Während Hermann Matthies 1909 in einem Begleitschreiben von einem Umbau im Sinne der alten Bauweise spricht, meint er damit einen Neubau. Bei der Erneuerung des Antrages 1910 spricht er von der Beibehaltung der konstruktiven Erfordernisse und anderer Gestaltung im äußeren Erscheinungsbild und führt eine Erneuerung des Dachgiebels durch.

So mag aus statischen Gründen der Zwillingsgiebel vorteilhafter sein. Auch ist die Beibehaltung der Substanz in den Vollgeschossen die kostengünstigere Alternative zum Abriß und Neubau. Jedoch ein wesentlicher Faktor für die Denkmalpflege bei dieser Umbauphase ist die Akzeptanz des Bestandes und seine Integration in die neue Architektur. Es lassen sich hier neue Strömungen in der Denkmalpflege erkennen, die eine moderne ehrliche Aussage treffen: Der Bestand wird konserviert, ohne eine Rekonstruktion des entfernten baufälligen Bereiches anzustreben. Der Wiederaufbau erfolgt in zeitgenössischer Architektur ohne Verfälschung der geschichtlichen Aussage.



Fotoaufnahme 1910
Giebel vor der Erneuerung

Bauern tanzen
... als weren si rasen(d) ...

Joachim Stark

Kloaken gehören zu den archäologischen Schatztruhen der Alltagskultur, bergen sie doch neben Fäkalien und organischen Abfällen eine oft grosse Anzahl fortgeworfener Gegenstände des täglichen Bedarfs. Dabei gewähren sie als historische „Müllcontainer" auch Einblicke in Lebensbereiche, die der Archäologie sonst weitgehend verschlossen bleiben. Ein solches Fenster in die Welt ausschweifender Feste und Tänze der Renaissance tat sich mit den Scherben eines Steinzeugkruges auf, die sich bei einer Ausgrabung der Lüneburger Stadtarchäologie in einer Kloake unter dem Flügelbau des Hauses „Auf dem Berge 39" fanden.

Das nicht vollständig erhaltene Gefäss wurde in Raeren, einem belgischen Produktionszentrum für Steinzeug in der Nähe von Aachen, gefertigt. Es trägt auf dem Bauch eine Motivfolge unter Arkaden tanzender Paare. Die graphischen Vorlagen sind in den 1537 entstandenen Kupferstichen des als Dürerschüler geltenden Nürnberger Meisters Hans Sebald Beham zu suchen. Die Darstellung zeigt ein sinnenfrohes Bauernfest, hier in der Allegorie der 12 Monate des Jahreslaufes, wie es auch in den Werken der zeitgenössischen Malerei eines Pieter Brueghel d.J. oder David Teniers wiederkehrt.

Mai

September

Getanzt wird der deutsche Drehtanz, die Allemande, in dessen zweiteiligem Ablauf nach einem ersten ruhigen, geschrittenen Abschnitt ein schneller, gedrehter und gesprungener folgt.

Auf dem Lüneburger Gefässfragment sind fünf Tanzszenen erhalten, die in der Vorlage Behams den Monaten Februar, März, Juni, Mai und September entsprechen. Weitere Motive, darunter die Darstellung der Musikanten, fehlen. Die Tänzerinnen tragen knöchellange Kleider, teils mit Stulpenärmeln, Schösschen oder Hüftband und Gürtel. Neben geflochtenen Haaren sind ein gebundenes Kopftuch und Hauben abgebildet. Dazu treten halbhohe Lederschuhe. Die Kleidung der Tänzer umfasst Mäntel und lange Röcke, einen Anzug mit Puffärmeln, Krempenhüte, Kopftücher, Mützen und ein Barett sowie Halbschuhe und Schaftlederstiefel. Diese Tracht wird durch Beutel, Degen und eine Holzflöte ergänzt.

Über die Tanzweise gibt das „gottselige Traktat vom ungottseligen Tanz" Auskunft, in dem Johann von Münster 1594 die Verwerflichkeit der Allemande darstellt: „Die deutsche allgemeine Tanzform bestehet hierinnen, dass, nachdem bei den Pfeiffern und Spielleuten der Tanz zuvor bestellet ist, der Tänzer ...aus allen allda gegenwärtigen Jungfrauen und Frauen eine Tänzerin...sich erwähle, dieselbe mit Reverentz als mit Abnehmung des Hutes, Küssen der Hände, Kniebeugen, freundlichen Worten und anderen Ceremonien bittet, dass sie mit ihm einen lustigen, fröhlichen und ehrlichen Tanz halten wolle. Diese hochnöthige Bitte schlägt die begehrte Frauensperson nicht leichtiglich ab, so unangesehen auch der Tänzer, bisweilen ein schlimmer Pflugbengel, oder ein anderer unnütz vollgesoffener Esel...ist. Wenn die Person bewilligt hat...treten sie beide hervor, geben einander die Hände und umfangen und küssen sich, nach Gelegenheit des Landes, auch wohl recht auf den Mund... Darnach...halten sie ernstlich den Vortanz, derselbe gehet mit ziemlicher Gravität ab. ..., in dem Nachtanz gehet es was unordentlicher zu, als in dem vorigen. Denn allhier des Lauffens, Tummelns, Handdrückens, heimlichen Anstoßens, Springens und bäurischen Rufens und anderer ungebührlicher Dinge, die ich der Ehren halber verschweige, bis dass der Pfeiffer die Leute ... durch sein Stillschweigen geschieden hat..."
Auch der 1668 erschienene Simplicius Simplicissimus des Christoph von Grimmelshausen betont „ein solch Getrippel und Gejöhl, daß ich vermeinte sie wären alle rasend geworden...und müßten aller ihrer Vernunft beraubt sein. ...das sich die Anwesenden verabredet hätten, dem Saal den Boden mit Gewalt einzutreten".

In Anbetracht dieser Unsitten wurde mit einer ganzen Reihe von Kirchenpredigten, Ratsedikten oder gar Verboten versucht, die verbreiteten aber unschicklichen Tänze zu unterbinden. So verordnete das Amberger Stadtbuch von 1554, dass „an den Abendtänzen...sich ein jeder des Umschwingens, Umdrehens [d.h. auf den Kopf stellen] und Umbwerffens der Maid oder Tenzerin, und auch in bloßen Hosen und Wammes zu tanzen genzlich enthalten (soll)". Trotzdem erfreute sich die Allemande auch beim Adel grosser Beliebtheit. So tanzte Casanova noch im Jahre 1759 am Hofe des Kurfürsten von Köln eine gedrehte Allemande, bei der die Tänzerin zu küssen war. Auch die Bezeichnung



März

„Wüster Weller“ für den aus den Drehtänzen hervorgegangenen Walzer belegt, dass sich der deutsche Drehtanz weiterhin der Wohlanständigkeit entzog.

Wenn auch aus Lüneburg keine vergleichbare Verordnung bekannt ist, spricht doch der Fund dieses Bauerntanzkruges, bezeichnenderweise in einem Gebäudeteil, der mit seiner bemalten Decke auch als Tanzhaus gedient haben kann, eine deutliche Sprache. Das Gefäss zeigt nicht nur die Beliebtheit derber Tänze auch in den Städten, sondern zeugt mit dem unterhalb des Tanzfrieses befindlichen Spruch auch von einem gewissen Spott über die Landbevölkerung. Hier findet sich mit der Zeile „...BUREN : ALS : WEREN : SI : RASEN FRS VF SPRICHT BASTOR... KOR“ das Fragment eines häufiger auf Bauerntanzkrügen verwendeten Spruches, dessen vollständige Übertragung aus dem Raerener Dialekt in das Hochdeutsche wie folgt gelesen werden kann:

Juni

Gerhard, du mußt tapfer blasen, so tanzen die Bauern als wären sie rasend; „los, auf!“ spricht Pastor, „ich vertanze die Kappe, den Amikt [Schultertuch] und den Chormantel“. Dieser Spott trifft auch den Pastor in seiner engen Verflechtung mit dem weltlichen Brauchtum der Bauern, vertanzt dieser doch seine gesamte Amtstracht.

Bauerntänze waren ein beliebtes Motiv auf Raerener Steinzeugkrügen, sie finden sich jedoch auch auf Steinzeug Siegburger und Westerwälder Art. Eine Reihe dieser Gefässe tragen Jahreszahlen, die eine Produktion in Raeren zwischen 1576 und 1598 belegen. In diesem Zeitraum fand auch eine stilistische Entwicklung der Bildersprache statt, die sich in der Ausformung der Arkadenbögen manifestiert. Danach und nach der Anbringung des Spruchbandes kann das Gefäss aus der Kloake „Am Berge 39“ einem wahrscheinlich matrizenidentischen Tanzfries auf einem Gefäss mit der Jahreszahl 1597 zur Seite gestellt werden.

Literatur:

Franz M. Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland. (Leipzig 1886).

Peter Caselitz, ...so dansen de buren... Zwei Krüge mit Bauerntanzmotiv aus Lübeck. Hammaburg NF 9, 1989, 285-292.

Michael Kohnemann, Raerener Bauerntänze. (Raeren 1994).

Michael Kohnemann, Inschriften auf Raerener Steinzeug. (Raeren 1996).

Curt Sachs, Eine Weltgeschichte des Tanzes. (Hildesheim - New York 1976).

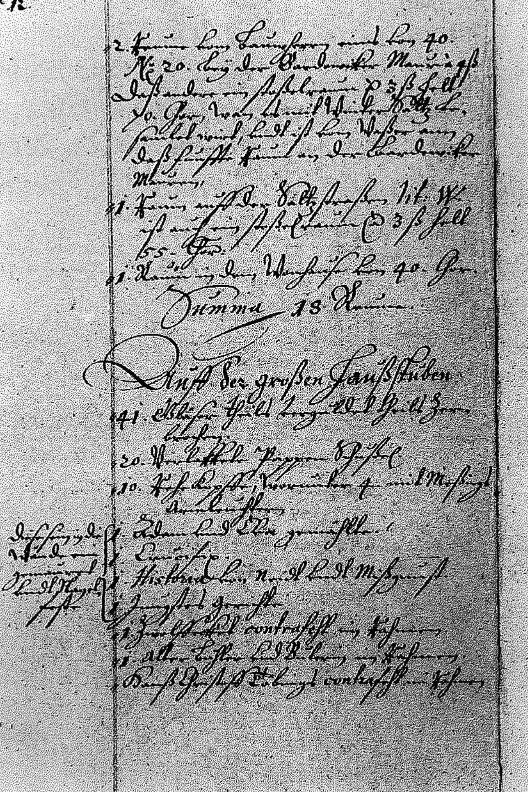
„Allerhand Mobilien und Haußgeräth“ – Die Kooperation von Archäologie und Geschichte am Beispiel von Lüneburger Haushaltsinventaren

Marc Kühlborn

Die archäologische Erforschung der frühen Neuzeit hat das Glück, nicht nur auf Grabungsergebnisse rückgreifen zu müssen, sondern kann auch zahlreiche historische und volkskundliche Quellen ausnutzen. Eine dieser Quellen ist der Bestand der Haushaltsinventare im Lüneburger Stadtarchiv. In 96 Exemplaren, die zwischen 1536 und 1801 angelegt wurden, sind alle Gegenstände in den jeweiligen Haushalten erfasst. In Korrelation mit den Ausgrabungsergebnissen können diese Inventare unser Bild von der Frühen Neuzeit vervollständigen. Allerdings spiegeln die Haushalte häufig extreme Lebenssituationen wider, so liegen die Gründe für die Aufnahme eines Inventars beim Tod eines Erblassers oder beim finanziellen Ruin einer Familie. Der weitaus häufigste Grund für eine Inventur ist aber die zweite Ehe einer Witwe oder eines Witwers. Nach dem Lüneburger Stadtrecht musste in diesem Fall der Erbanteil der Kinder aus erster Ehe festgelegt werden. Dies wurde in aller Regel durch die Anlage eines Haushaltsinventars erledigt. Hierfür wurden alle Gegenstände des Haushalts geschätzt und die Ergebnisse auf Papier festgehalten. Im 16. Jahrhundert übernahmen noch die verschiedenen Handwerker diese Schätzungen, spätestens im 18. Jahrhundert gab es die Wardierer oder Wardiersfrauen, die als Spezialisten alle Gegenstände taxierten. Zu Beginn wurden alle Inventare raumorientiert aufgenommen, d. h. die Schätzer gingen von Raum zu Raum und nahmen die Gegenstände an ihren Standorten auf. Im 18. Jahrhundert änderte sich diese Praxis, jetzt wurden zuerst das Bargeld, dann das Silber und anschliessend die Metallwaren sowie Textilien und Betten aufgeführt. Darauf folgten dann die Möbel und die Hausgeräte, welche allerdings häufig nach Räumen orientiert sind.

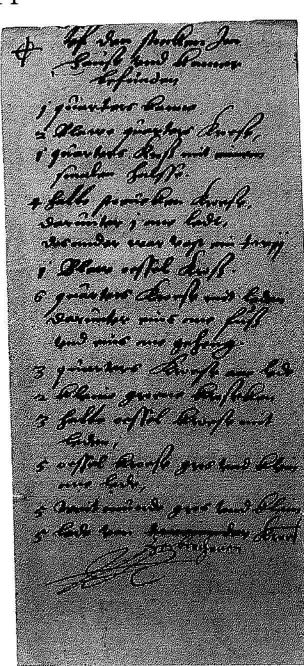
Die Haushaltsinventare können nun unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. Zum einen ist das historische Interesse an den einzelnen Personen vorhanden. Die Inventare geben Ausschnitte aus den biographischen Daten der Bewohner Lüneburgs wider. Beispiele liefern hier die Inventare, die wegen einer zweiten Ehe aufgenommen wurden. In diesen Inventaren sind zum Beispiel die Namen und das Alter der Kinder verzeichnet. Nicht selten werden hier mehrere Kleinkinder genannt. Aber nicht nur tragische Familienschicksale offenbaren sich so, auch Erkenntnisse über das Heiratsverhalten der Bewohner werden gewonnen. Häufig heiraten die Witwen Berufskollegen ihres ersten Ehe-

manns. Auch die Altersstruktur der Hinterbliebenen lässt sich durch das Alter der Kinder und die Berufsbezeichnungen erschliessen. So deutet die Bezeichnung „Leineweber Ambts Ältermann" auf einen erfahrenen Handwerksmeister. Weiterhin bieten die Berufsnennungen einen Einblick in die Arbeitswelt, heute ausgestorbene Berufe wie „Wasserträger" oder der Hersteller von Ledertauen der „Lederthauer" muten ebenso wie ein „Pritzschmeister" seltsam an. Hinter der letzten Bezeichnung verbirgt sich ein professioneller Hochzeitslader, Spassmacher und Festredner, heute würden wir ihn als Alleinunterhalter bezeichnen. Zudem lässt sich die Verbreitung moderner Genussmittel wie Kaffee, Tee und Schokolade aufzeigen. Bereits in den 1750er Jahren sind Tee und Kaffee auch in den ärmeren Haushalten geschätzt. Häufig werden Teetassen, Kaffeemühlen und Kaffeebrenner erwähnt.



Auszug aus dem Inventar der Anna Clara von Dassel, 1656; Anfang der Beschreibung der grossen Hausstube

Eine weitere Forschungsrichtung ist die Hausforschung, hier geben gerade die frühen Inventare einen zeitgenössischen Einblick in Häuser und ihre Raumaufteilung und Einrichtung. Als Beispiel dient hier das Inventar der Familie Töbing aus dem Jahr 1656. Nachdem im Oktober 1655 die Witwe des Christoff Töbing, Anna Clara von Dassel starb, wurde ihr Haus versiegelt und im Januar 1656 inventarisiert. Der Grund für dieses Inventar lag darin, dass die erbenden Enkel erst 3 und 4 Jahre alt waren, ihr Erbe also von der Mutter verwaltet wurde. Dieses Inventar zeigt nun die Ausstattung und die Nutzung der verschiedenen Räume im Haus der Familie in der Bardowicker Strasse 8/9. Es umfasst insgesamt 690 Positionen, die 1662 Objekte beschreiben. Der erste beschriebene Raum ist die im Erdgeschoss gelegene grosse Stube. Beleuchtet wurde dieser Raum durch einen grossen Messingleuchter mit zwölf Armen, der an der Decke hing. Vier Rehköpfe mit Messingarmleuchtern waren an den Wänden befestigt. Gleichfalls an den Wänden befanden sich sechs weitere Rehköpfe und 21 Gemälde bzw. Schnitzereien. Vier davon sind mit dem Hinweis „..in die Wände eingemauert undt nagelfeste.." versehen. Möbliert war der Raum mit einem grossen steinernen Tisch mit einem hölzernen Fuss. Vermutlich um den Tisch waren fünf hohe schwarzweisse Lederstühle und drei niedrige – ebenfalls schwarz-weisse – Lederstühle gruppiert. Ein schwarz-weisser Kindertisch und zugehöriger Stuhl zeigen, dass bereits im 17. Jahrhundert für Kinder besondere Möbel angefertigt wurden. Über dem Tisch hing ein zusätzlicher Kristallleuchter. Zwei Milchschäppe, 14 Schäppe, eine Schenkscheibe, ein schwarz-weisser Kasten, ein grüner Plattenladen und zwei „Schaubladen" komplettieren die Liste der Möbel. In letzteren fand sich „lauter Plunderei, so nicht nötig erachtet zu verzeichnen". In den anderen Schränken waren insgesamt 44 Bücher untergebracht. Vermutlich in der Schenkscheibe standen die zahlreichen Silbergefässe, Gläser und Keramikgefässe mit silbernen Deckeln. Im Lüneburger Rathaus dienten die dort in Nischen eingebauten Schenkscheiben zur Aufbewahrung des Ratssilbers. Der zu den Stühlen passende schwarz-weisse Kasten war mit A. C. V. D. beschriftet, was bereits im Inventar als Name der Anna Clara von Dassel bezeichnet wird. In ihm lagen zahlreiche Schmuckstücke und einige Kleidung. Der genannte grüne Plattenladen enthielt ebenfalls Kleidung und Heimtextilien. An den Wänden hingen noch ein Spiegel, eine Sanduhr und ein Handfass mit Becken. Die Fenster waren mit grünen Rüschengardinen behängt. Ebenfalls grün waren eine Tischdecke, ein Laken über einem der Milchschäppe, drei Bankpfühle und ein Banklaken. Letztere zeigen indirekt fest im Raum angebrachte Wandbänke. Zu nennen sind noch ein „Papageu in blechern Bauer" und ein „dreifache Canarienvogelbauer". Vermutlich von der Decke hing „klein geschnitzter fliegender Engel" Bemerkenswert ist noch ein „Positiv mit einem Futteral", also eine kleine Orgel ohne Pedale. Zu einer Materialgruppe, von der wir heute nur wenige Beispiele haben, gehören „20 verlakkerte pappen Schüßel", also Schüsseln aus lackiertem Pappmaché, die ebenfalls in der Hausstube standen.



Teil des Inventars des Nicolaus Schmidt, Pastor an St. Lamberti, 1582; die Nennung „blaue Kroße" verweist auf Westerwälder Steinzeug

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Raum reich möbliert war. Die Möbel waren in schwarz-weiss und grün gehalten, die Wände sind von Schränken und Bildern bedeckt. Einen individuellen Beitrag lieferten die Heimorgel, der Papagei und die Kanarienvögel. Nur indirekt über die Laken und Pfühle lassen sich Wandbänke nachweisen. Da in dem Inventar nur die „Mobilien" aufgenommen wurden, ist das Fehlen dieser zum Haus gehörenden Einrichtung verständlich. Aus diesem Grund fehlen in allen Inventaren auch Hinweise auf Kachelöfen und Feuerstellen.

Die restlichen Räume sind in einer ähnlichen Detailtreue aufgenommen worden. Man kann an Hand der Beschreibung quasi einen virtuellen Hausrundgang erstellen.
In dieser Deutung etwas eingeschränkter sind die Inventare des 18. Jahrhunderts, die nur einen Teil der Möbel und Haushaltsgegenstände am Ort ihrer Aufbewahrung nennen.

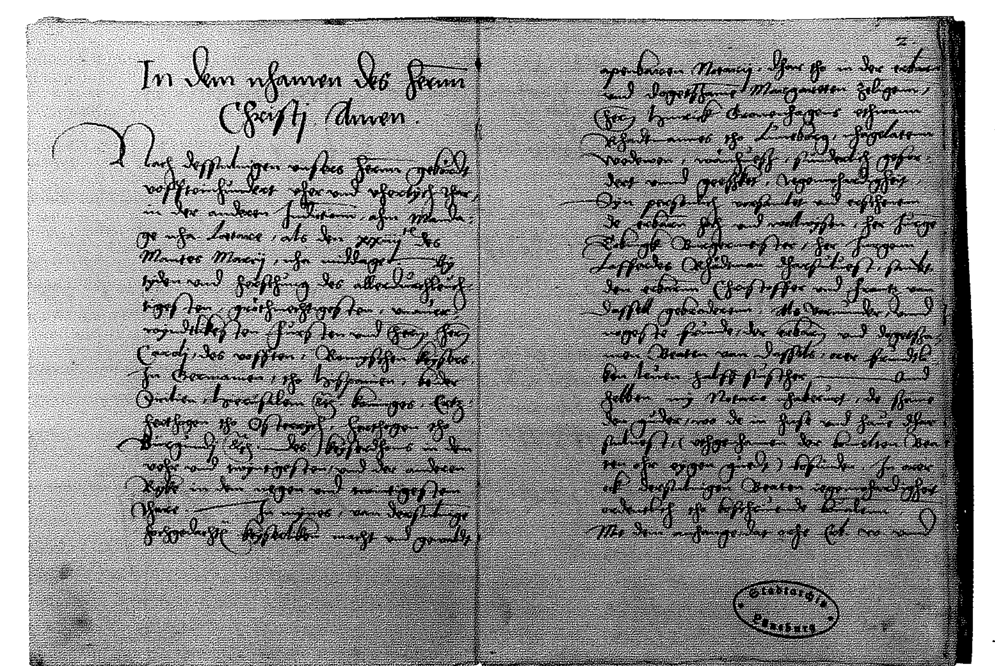
Als dritte Betrachtungsweise kommt der Vergleich mit der archäologischen Forschung in Betracht. In Lüneburg sind in der Vergangenheit etwa 60 Kloaken ausgegraben worden. Diese bilden einen Schwerpunkt in der Erforschung der frühneuzeitlichen Stadt. Kloaken wurden früher nicht nur als Toilette, sondern auch als universeller Müllschlucker genutzt. Dadurch finden sich Ausschnitte aus dem Hausrat der Benutzer in den Kloaken. Die Auswertung dieser Funde liefert zwar gute Ergebnisse zu Datierung, Herkunft und Nutzung der gefundenen Artefakte. Eine sozialhistorische Auswertung wird jedoch durch die Ausschnitthaftigkeit der gefundenen Objekte erschwert. Hier kann ein statistischer Vergleich der Kloakenfunde mit den Inventaren eine Lösung bieten. Bei einer solchen statistischen Auswertung sind die Nennung und Bezeichnung von Keramik und Glas sowie deren Wert von Bedeutung. Da die Masse der Inventare aus dem 18. Jahrhundert stammt, ist gerade für diesen Zeitraum eine relativ gute Datengrundlage vorhanden. Zudem spiegelt sich die städtische Gesellschaft mit ihren verschiedenen Ständen gut wider. Zwar finden sich hier auch Ausreisser nach oben und unten, genannt seien der Juwelier Levy Ahrons mit einem Vermögen von ca. 14000 Reichstalern und der Schuhflicker Emanuel Höfts mit einem Vermögen von 20 Reichstalern. Die Wertangaben erlauben es, den zeitgenössischen Stellenwert der Keramik und Gläser einzuordnen. Natürlich kann aus der Bezeichnung im Inventar selten das genaue Aussehen und somit der Vergleich mit den archäologischen Funden erfasst werden.

Dagegen zeigen die älteren Inventare des 16. und 17. Jahrhunderts einen Ausschnitt aus der gehobenen Gesellschaft Lüneburgs. Diese Inventare stammen entweder von Patrizierfamilien, Geistlichen oder sehr wohlhabenden Handwerkern.

Obwohl die älteren Inventare nur einen kleinen Ausschnitt aus der Bevölkerung umfassen, ist gerade diese Schicht von besonderem Interesse. Konnten die reichen Bürger modische Neuerungen sich doch als erste in der Stadt leisten. Und wirklich besass Pastor Nicolaus Schmidt 1582 mehrere „blaue Kreuse". Als „Kröße" oder „Kreuse" wurden Enghalskrüge bezeichnet, die blaue Farbe deutet auf das blaue Steinzeug Westerwälder Art, welches erst wenige Jahre zuvor erfunden wurde. Bislang wäre dies der älteste historische Nachweis von Steinzeug Westerwälder Art.

Fazit

Die Erforschung der frühneuzeitlichen Geschichte erfordert einen fachübergreifenden Forschungsansatz. Ziel dieser Forschung sollte es sein, den Menschen in seiner Umwelt zu rekonstruieren. Die Zusammenarbeit der verschiedenen Disziplinen wie Archäologie, Geschichte, Volkskunde, Kunstgeschichte und Naturwissenschaften ermöglichen es, ein genaueres Bild von den „alten Zeiten" zu zeichnen. Einen Aspekt dieser Kooperation bildet die hier vorgestellte Auswertung der frühneuzeitlichen Haushaltsinventare.


In dem nhamen des Herrn Christi Amen.

„In dem nhamen des Hernn Christi Amen": Anfang des Inventars der Margarete Grönhegen, 1544

Literatur:
Fred Kaspar, Bauen und Wohnen in einer alten Hansestadt. Zur Nutzung von Wohnbauten zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert dargestellt. am Beispiel der Stadt Lemgo. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 9 (Bonn 1985).
Marc Kühlborn, Ein Papageu im blechern Bauer. Haushaltsinventare des 17. und 18. Jahrhunderts und ihre Aussagekraft zu Hausrat und Hausstruktur. In: Archäologie und Bauforschung in Lüneburg 4 (im Druck).
Marc Kühlborn u. Ulrike Küster, Hans Többing als königlich schwedischer Stallmeister in Upsala. Ein Lüneburger Familienschicksal des 17. Jahrhunderts. Aufrisse 14, 1998, 37-50.

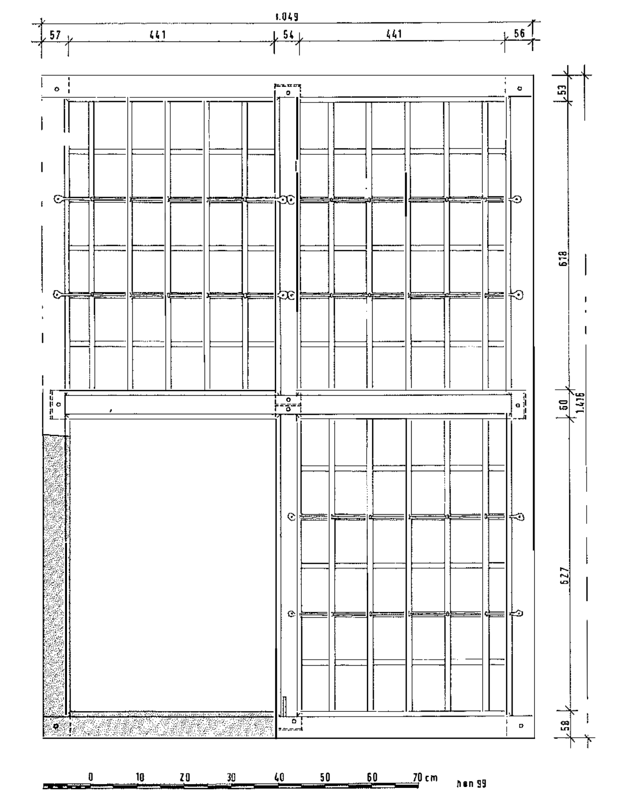
Das Schiebefenster – ein verschwundener Fenstertyp

Heiner Henschke

„Gaßenwerts sind 2 Fach Fenster á Fach 4. Felder und 1 Schieb=Fenster, die 4. untersten haben alle kleine vier kantige die 4 öbersten Felder aber halbrunde imgl. à Feld 25. und in den Schieb=Fenstern à 20. Scheiben. Auch 2 Wind=Eisen so noch ziemlich."
Diese Beschreibung aus der Mitte des 18. Jahrhunderts schildert sehr anschaulich, wie wir uns ein Fenster des 16. /17. Jahrhunderts vorzustellen haben. Nämlich als feststehendes, vierteiliges Fenster, dessen eines Fach als Schiebefenster ausgebildet ist. Das Schiebefenster kann als Zwischenstufe vom Licht und Luft spendenden Schiebeladen des Mittelalters zum mittels Beschläge zu öffnenden Drehflügel gesehen werden.
Nun ist das Fenster ein kompliziertes Bauteil, welches der Witterung viele Angriffspunkte bietet. Es gibt Fugen, in die das Wasser eindringen kann, es gibt Beschläge, die verschleissen. Ein Umstand, der die maximale Lebensdauer eines Fensters in früheren Zeiten auf rund 200 Jahre beschränkte. Die durchschnittliche Lebensdauer wird kaum mehr als 100 Jahre betragen haben und hat sich heute auf rund 60 bis 80 Jahre verkürzt.

Durch einen glücklichen Umstand sind uns zwei Schiebefenster, wenn auch fragmentarisch, erhalten geblieben. Als Verschlag auf einem Dachboden haben sie die Modernisierungen der letzten hundert Jahre überstanden und geben uns Zeugnis vom Aussehen dieses Fenstertyps. Die Konstruktion und die kleinteilige Verglasung mit hellgrünem Waldglas deutet auf ein Fenster

Abb. 1: Ansicht des Schiebefensters von außen, fehlender Bereich schraffiert.

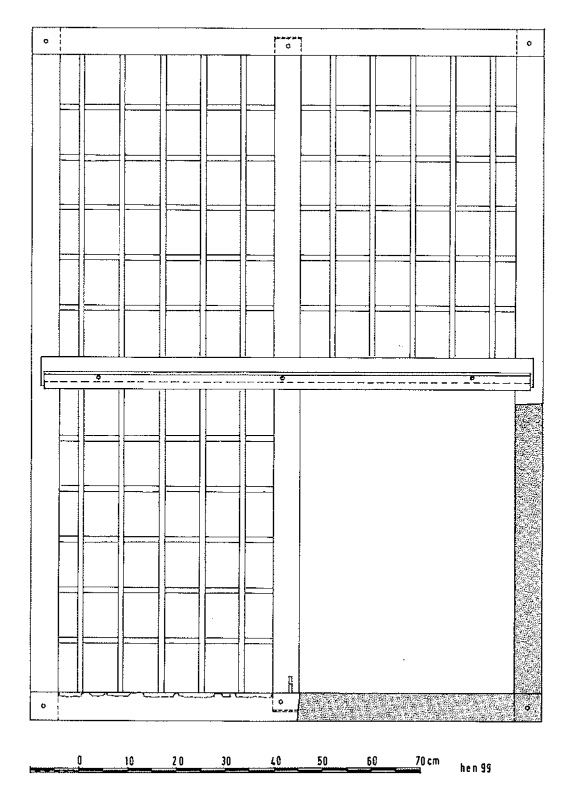


des frühen 17. Jahrhunderts hin. Ich möchte im folgenden das vollständigere der beiden Fenster beschreiben.

Der Fundort

Der Fundort auf dem Dachboden des Flügelbaues zum Gebäude Am Berge 25 in der Papenstrasse lässt vermuten, dass das Fenster in eben diesem

Abb. 2: Ansicht des Schiebefensters von innen mit der im 19. Jhdt. ergänzten Führungsleiste, fehlender Bereich schraffiert.



Gebäude eingebaut war. Der Flügelbau ist auf 1620 datiert. Die starke Auswinkligkeit des Fensters deutet auf den Einbau in einem Fachwerkbau hin, dessen Verformungen im Laufe der Jahrhunderte auch das eingebaute Fenster erfahren hat.

Die Konstruktion

Die Holzart ist Eiche, bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts das fast ausschliesslich verwendete Bauholz. Die Rahmen mit einer Stärke von 26 bis 29 mm haben von 53 bis 58 mm schwankende Profilbreiten, welches wohl durch das Einpassen in die ausgefälzte Fachwerkkonstruktion verursacht wurde. Das Fenster ist in vier gleiche Teile gegliedert, von denen das untere rechte, von innen gesehen, durch einen Schiebeflügel geöffnet werden kann. Leider ist der Schiebeflügel mit den zu diesem Feld gehörigen Rahmenhölzern nicht mehr erhalten, so dass die untere Führung und der Anschlag des geschlossenen Flügels nicht gesichert ist. Vergleiche mit noch erhaltenen Schiebefenstern anderer Regionen greifen nicht, da bei diesen durchweg auch die untere Führung aus dem Rahmenholz gearbeitet ist.
Von dem zweiten Fenster ist lediglich die obere Hälfte mit der in das Mittelholz eingearbeiteten ursprünglichen oberen Führungsleiste erhalten. Ansonsten zeigen sie eine gleiche Bauart.

Die Rahmenhölzer sind mittels Schlitz und Zapfen miteinander verbunden, die durch je einen Holznagel gesichert sind. Die obere Führungsleiste ist aus dem mittleren Rahmenholz ausgearbeitet, die untere wird auf der Fensterbank befestigt gewesen sein, da sich auf dem erhaltenen unteren Rahmenholz keine Spuren von Konstruktionen oder Befestigungspunkten finden liessen. Offensichtlich durch ein Abschleifen der oberen Führung erfolgte eine Ergänzung durch ein ausgefälztes Profil, welches den Flügel in gesamter Stärke von ca. 25 mm in der neu hergestellten Nut laufen liess. Da das ergänzte Profil mittels maschinengefertigter Schrauben befestigt war, lässt sich die Reparatur in das 19. Jahrhundert datieren. Bis dahin war das Fenster also noch in Betrieb. Das geschlossene Schiebefenster könnte in eine ausgefälzte Abschlussleiste gelaufen sein, wie vergleichbare Beispiele von Fenstern anderer Regionen zeigen.

Die Verglasung erfolgte in Nuten innerhalb der Rahmenhölzer des Fensters und des Flügels. In die Nuten wurde das mittels Bleiruten fertig zusammengesetzte Glasfeld eingesetzt, die Hölzer des Flügels zusammengesteckt und durch Holznägel miteinander verbunden. Da eine Reparatur der Verglasung jederzeit möglich sein musste, durften die Rahmenhölzer nicht verleimt werden, sondern mussten zerlegbar bleiben. Da ein Zerlegen des Fensters und die Auswechselung einer Scheibe innerhalb des Glasfeldes sehr aufwendig war, unterblieb häufig, besonders in kleinbürgerlichen Wohnhäusern, die Reparatur von Einzelscheiben. Diese wurden dann durch Lumpen oder ähnlichen Materialien notdürftig verstopft. Die Notwendigkeit der Zerlegung der gesamten Fensterkonstruktion erklärt auch das Nichtvorhandensein jeglicher Befestigungshinweise des Fensters am Fachwerk. Lediglich eine Schattenkante von ca. 11 bis 14 mm Breite ist auf der Innenseite des Fensters zu sehen. Offensichtlich ist es mittels Deckleisten im Falz der Fachwerkkonstruktion gehalten worden.

Die Rahmenhölzer sind zur besseren Ableitung des Regenwassers aussen stark abgeschrägt, tatsächlich sind dort nur geringe Verwitterungsspuren zu sehen. Auf der Innenseite des Fensters sind die Rahmenhölzer auf der Oberseite, besonders am unteren Rahmenholz stark angegriffen. Dies lässt sich durch Kondenswasser erklären, welches sich auf der Innenseite der kalten Fensterscheibe bildete, dann auf der Glasfläche herunterlief, auf dem Rahmenholz stehenblieb und dort die Verwitterungen auslöste.
Ein am unteren Ende des mittleren, senkrechten Rahmenholzes vorhandener, bis zu 40 mm langer konischer Schlitz mag mit der Arretierung des geschlossenen Flügels zusammenhängen, eine eindeutige Erklärung ist mir noch nicht möglich.

Die Verglasung

Die Verglasung besteht aus ca. 1 bis 1,2 mm grünlichem Waldglas mit 36 Einzelscheiben pro Fensterfeld, eingefasst in 11 mm breite Bleisprossen mit H-Profil. Diese mit ca. 70 x 90 mm recht kleinen Glasformate deuten ebenfalls auf ein Fenster des 16./17. Jahrhunderts hin. Obwohl die technischen Möglichkeiten zur Herstellung grösserer Scheiben vorhanden waren, war doch der Transport sehr gefahrvoll. So wurden die Scheiben, um einer Bruchgefahr vorzubeugen, bereits in den Glashütten auf kleine Formate geschnitten. Je kleiner das Glasformat, umso geringer der Verschnitt beim Verglasen. Beim Einpassen der Scheiben wurden diese nicht auf einheitliche Breite geschnitten, sondern die Randstreifen der Verglasung der Fenstergrösse angepasst. Im vorliegenden Fall sind die Randstreifen ca. 38 bis 40 mm breit. Jede zweite horizontale Bleisprosse ist durch ein stark verwittertes, aussenliegendes Windeisen von ca. 5 mm Durchmesser gehalten. Auf dem Flügel werden die Windeisen auf der Innenseite befestigt sein, um Rahmen und Flügel zur Verminderung von Zugluft dicht aneinander vorbei laufen zu lassen.

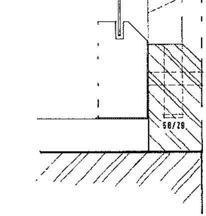


Abb. 4a: Vertikalschnitt des Fensters mit rekonstruierter Führungsleiste nach Fragmenten eines anderen Fensters. Lage des Flügels angenommen.

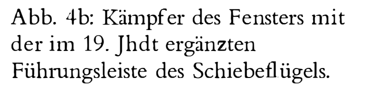


Abb. 4b: Kämpfer des Fensters mit der im 19. Jhdt ergänzten Führungsleiste des Schiebeflügels.

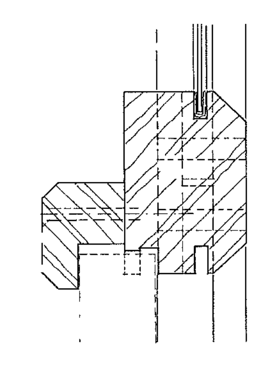
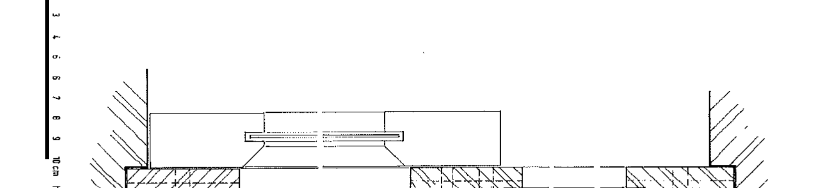
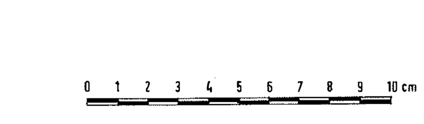


Abb. 3: Horizontalschnitt des Fensters, Lage des Flügels angenommen.





Die bei dem beschriebenen Fenster zahlreichen Glasbrüche sind offensichtlich erst bei der Verwendung auf dem Dachboden durch Unachtsamkeit entstanden.
Ein weiteres Schiebefenster hat sich in einer Wohnung des Hauses Schröderstrasse 12 erhalten. Dieses ist jedoch in das 18. Jhdt. einzuordnen. Hier sind die Führungs- und Dichtungsleisten aus den Rahmenhölzern ausgearbeitet, bzw. auf diesen befestigt. Es diente der Belichtung und Belüftung einer Kammer innerhalb der Wohnung. Warum es zu einer Zeit als Schiebefenster ausgebildet wurde, wo der Drehflügel schon einige Zeit Stand der Technik war, lässt sich nur mit dem Bedürfnis erklären, eine Lüftungsmöglichkeit ohne einen offenen und störenden Fensterflügel zu schaffen.



Ab Mitte des 18. Jahrhunderts setzte ein stärkeres Bewusstsein für die Notwendigkeit frischer Luft in Gebäuden ein. Es genügten die relativ kleinen Öffnungen der Schiebefenster nicht mehr. Da die Konstruktion des Schiebefensters aufgrund des schleifenden Abriebs einem starken Verschleiss unterworfen war, setzte sich zunehmend der in einem Aussenfalz der Fachwerkkonstruktion oder einer Blockzarge liegende Drehflügel durch, um das Schiebefenster gegen Ende des 18. Jahrhunderts dann weitgehend zu verdrängen.

Abb. 5: Schiebefenster des `Bunten Hofes´ in Osterwieck (1579). Bis 1992 in Funktion.
(Foto: Henschke)

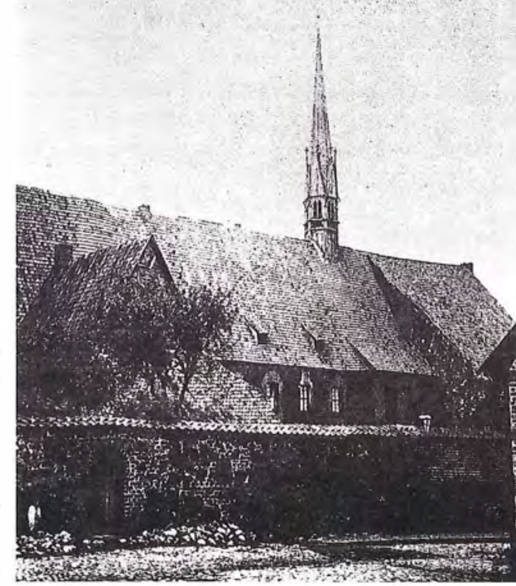
Der Dachreiter des Hospitals zum Großen Heiligen Geist

Edgar Ring

Auf zahlreichen Stadtansichten Lüneburgs ist der Dachreiter des Hospitals zum Großen Heiligen Geist zu sehen – spitz zeigt er gen Himmel. Um fast 14 m überragt er das 18,5 m hohe Gebäude.

Die geschichtliche Überlieferung des Hospitals beginnt mit dem Jahre 1277, als es noch den Namen Hospital des Heiligen Lambert trug. Erst im Laufe des 14. Jahrhunderts setzte sich die heute noch gebräuchliche Bezeichnung durch. Um 1310 wurde ein Neubau errichtet, um 1322 die dazugehörige Kapelle geweiht. Diese Kapelle zierte der Dachreiter.

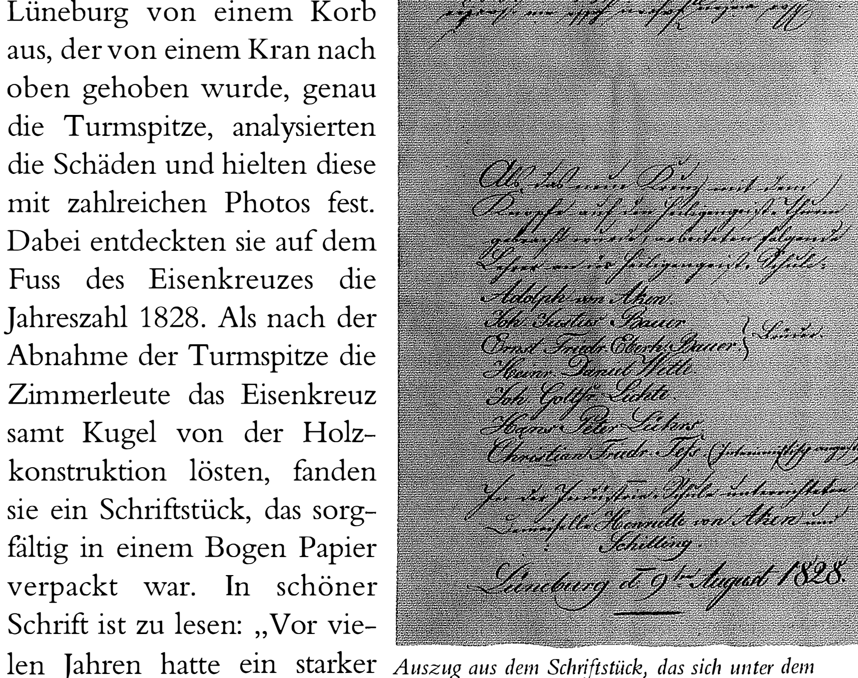
Als 1867 die damals baufällige Kapelle abgerissen wurde, bemühte man sich, den Dachreiter zu erhalten. Man baute unter dem Dachreiter einen Turm, auf dem er nun ruht, riss die Kapelle ab und baute an ihrer Stelle den Neubau der Heiligengeistschule. So wurde der mittelalterliche Dachreiter gerettet – ein frühes Beispiel für Denkmalpflege in Lüneburg!
In den vergangenen Jahren wurden starke Schäden sowohl an der Kupferbedeckung der Turmspitze als auch an der Holzkonstruktion festgestellt. Daher entschloss man sich nun, die gesamte 13 m hohe Turmspitze mit dem fast 2 m hohen Eisenkreuz insgesamt abzunehmen. Nur die Laterne, deren Eichenholz mit Blei verkleidet war, blieb stehen. Ein Kran hob die Spitze auf einen Tieflader, in einem Betrieb in Bad Bevensen wurde die Holzkonstruktion ausgebessert und die Kupferdeckung erneuert. Zimmerleute steiften die Gesperre zusätzlich aus und erneuerten die Aufstandsfläche, da die Spitze ein wenig aus dem Lot geraten war. Die sechs grossen Wasserspeier, die Kreuzblumen und die zahlreichen Krappen mußten nachgearbeitet werden. Die Bleiverkleidung der Laterne wurde durch Kupfer ersetzt. Schließlich hob ein großer Kran im April 1998 die überholte Turmspitze wieder nach oben.



Das Hospital zum Grossen Heiligen Geist vor 1867

Schon im Vorfeld der Sanierungsarbeiten untersuchten Mitarbeiter der

Bauunterhaltung der Stadt Lüneburg von einem Korb aus, der von einem Kran nach oben gehoben wurde, genau die Turmspitze, analysierten die Schäden und hielten diese mit zahlreichen Photos fest. Dabei entdeckten sie auf dem Fuss des Eisenkreuzes die Jahreszahl 1828. Als nach der Abnahme der Turmspitze die Zimmerleute das Eisenkreuz samt Kugel von der Holzkonstruktion lösten, fanden sie ein Schriftstück, das sorgfältig in einem Bogen Papier verpackt war. In schöner Schrift ist zu lesen: „Vor vielen Jahren hatte ein starker Sturm die Spitze vom Heiligengeistthurme geworfen und seitdem stand der Thurm ohne Spitze. Am 9ten August 1828 wurde dieses neue Kreuz unter der Anordnung des Herrn Stadtbaumeisters Spetzler auf den Thurm gebracht“. Es werden anschliessend die beteiligten Handwerker und die damaligen Preise für Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Rind- und Schweinefleisch genannt. Auch der Lohn eines Gesellen findet Erwähnung: „1 Geselle bekommt jetzt 15 gute Groschen mit Einschluß des 1 guten Groschens für den Meister“. Eine weitere Nachricht weist auf die


[illegible]

Adolph von Aken.
Joh. Justus Bauer
Ernst Friedr. Eberh. Bauer.
Heinr. Daniel Witte
Joh. Gottfr. Lichte
Hans Peter Lükens
Christian Friedr. Tess [illegible]

[illegible] Henriette von Aken [illegible]
Schilling.

Lüneburg d. 9t. August 1828.

Auszug aus dem Schriftstück, das sich unter dem Eisenkreuz befand

Funktion des Gebäudes mit dem Dachreiter hin: „1816 den 27 Junius wurde die Schule eröffnet“. Daher werden auch die Lehrer der Heiligengeistschule namentlich aufgeführt.

Bisher war unbekannt, wann das Hospital zum Grossen Heiligen Geist seinen Dachreiter erhielt. Daher wurden von dem Eichenholz der Turmkonstruktion Proben genommen, um anhand der Jahresringe eine Datierung vorzunehmen. Nun wissen wir, dass der schlanke Dachreiter 1490 errichtet wurde, also rund 170 Jahre nach der Weihe der Kapelle.

Nun fehlt nur noch, dass die beiden Glocken in der Laterne des Turmes wieder die Zeit verkünden: die Stundenglocke von 1712, die vom Turm der Lambertikirche stammt, und die mittelalterliche Viertelstundenglocke.

P.S. Häufig wird berichtet, dass der Dachreiter der heutigen Heiligengeistschule von der 1860/61 abgebrochenen St. Lambertikirche stammt. Diese Aussage ist falsch!

Die Lüneburger Stadtarchäologie e.V gibt die Schriftenreihe ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG heraus. Folgende Bände sind erschienen:

ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG Band 1, 1995
(236 Seiten, 6 Karten, 29 Abbildungen, 27 Tafeln):
Marc Kühlborn, Ein Glas- und Keramikensemble der frühen Neuzeit.
Julian Wiethold, Reis, Pfeffer und Paradieskorn: Pflanzenreste des 16. und 17. Jahrhunderts aus der Kloake der Patrizierfamilie von Dassel aus Lüneburg.
Carola Schulze-Rehm, Ergebnisse der archäozoologischen Bearbeitung der Tierknochenfunde aus der Kloake 4 von Fundstelle 17:2, "Auf dem Wüstenort", in Lüneburg.
Klaus Tidow, Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Textilfunde aus Lüneburg
ISBN 3-922616-11-9
DM 48,00

ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG BAND 2, 1996
(374 Seiten, 110 teils farbige Abbildungen, 3 Falttafeln):
Wolfgang Lehne, Sicherungskonstruktionen am Turm der St. Johanniskirche in Lüneburg.
Untersuchungen zu Zielkonflikten zwischen Substanzerhaltung und Sicherung.
ISBN 3-932520-00-9
DM 58,00

ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG Band 3, 1997
(193 Seiten, ca. 200 Abbildungen):
Andreas Büttner, Steinzeug Westerwälder Art des ausgehenden 16. Jahrhunderts bis 1800 in Lüneburg.
3-9322520-01-7
DM 48,00

Lüneburger Stadtarchäologie e.V.
In der Techt 2a
21335 Lüneburg